

können. Mit großer Trauer und Bestürzung erfuhren brasilianische und deutsche FreundInnen und KollegInnen über die Medien, dass sich Andreas Kowalski unter den 154 Opfern der am 29. September 2006 nach einer Kollision über Mato Grosso abgestürzten Boeing 737–800 der Fluggesellschaft Gol auf der Strecke von Manaus nach Brasília befand.

Peter Schröder

Kunz, Hans-Martin: Mahasweta Devi. Indische Schriftstellerin und Menschenrechtlerin. Heidelberg: Draupadi Verlag, 2006. 216 pp. ISBN 978-3-937603-02-5. Preis: € 17.00

Dem Heidelberger Ethnologen und Übersetzer Hans-Martin Kunz gelingt mit seiner jüngsten Publikation gleich zweierlei: Mit seinen Übersetzungen der auf Bengali erschienenen literarischen und dokumentarischen Werke Mahasweta Devi fungiert er als deutscher Verstärker der unermüdlichen Stimme der Autorin und Menschenrechtsaktivistin für die Belange der indischen "Scheduled Tribes". Gleichzeitig liefert er damit einen erneuten Impuls für die einst im interdisziplinären Aufbruch zwischen Literaturwissenschaft und Ethnologie euphorisch begrüßte Literaturethnologie, die jedoch ihren Kinderschuhen seitdem nicht so recht entwachsen will.

Das westliche Interesse an der Person Mahasweta Devi und die Fülle an Rezeptionen ihrer Werke sind für eine bengalische Autorin ungewöhnlich. Der Grund hierfür liegt – zumindest für den englischsprachigen Raum – vor allem am Einfluss der Literaturwissenschaftlerin Gayatri Spivak, die, selbst aus Bengal stammend, als eine Art "dwarpalika (Türöffnerin)" (14) für Devi im Westen fungiert. Die postkoloniale Brille Gayatri Spivaks und anderer Literaturwissenschaftler – so Hans-Martin Kunz – reduziere jedoch das Œuvre der dokumentarisch, literarisch und journalistisch schreibenden Autorin auf deren Kritik am unabhängigen indischen Staat. Mit der deutschen Übersetzung ihrer Werke im Rahmen der Heidelberger Südasiengruppe und einem ethnologisch geschulten Blick möchte Hans-Martin Kunz auch in die "andere[n] Ebenen" (12) der indischen Schriftstellerin und Menschenrechtlerin einführen: "In Indien ist Mahasweta Devi nicht allein als Schriftstellerin bekannt, sondern ebenso sehr als soziale- und Menschenrechtsaktivistin. Sie gilt als eine Person, die sich unermüdlich für marginalisierte Gruppen einsetzt, vor allem für Unberührbare und Stammesgemeinschaften, deren Schicksal sie sowohl in ihren literarischen als auch journalistischen Arbeiten dokumentiert und für die sie zahlreiche soziale und politische Organisationen gegründet hat" (12).

Im ersten Teil des Buches gibt der Autor anhand eines Interviews mit Mahasweta Devi und drei hier erstmals in deutscher Übersetzung vorliegenden Kurzgeschichten sowie einem Essay einen Überblick über die thematische und narrative Spannbreite der engagierten Literatin, deren Werke und soziales Engagement "keine voneinander getrennten Bereiche" (25) darstellen.

Im Interview mit Hans-Martin Kunz erläutert Mahasweta Devi ihre postkoloniale Kritik am unabhängigen indischen Staat und ihr Verständnis von sozialer Verantwortung, das weit darüber hinaus geht, "nur sozialkritische Literatur zu schreiben" (12). Soziale Verantwortung empfindet Mahasweta Devi gegenüber marginalisierten Gruppen, insbesondere gegenüber den Ādivāsīs, den indischen Stammesgruppen. Unermüdlich engagiert sie sich hier vor allem für die sog. "Denotified Tribes", die "selbst die anderen Stammesgruppen" hassen (35): "1871 haben die Briten einen *Criminal Tribes Act* verabschiedet. Von diesem waren vor allem Menschen betroffen, die kein Land besessen haben oder nicht sesshaft gewesen sind. Stammesgruppen, die in dem Wald gewohnt haben, umherziehende Gruppen, die an der Meeresküste Salz gesammelt haben, um es dann gegen andere Sachen zu tauschen. ... Mit einem Schlag ist also eine riesige Menge von Menschen, in allen indischen Staaten, offiziell als kriminell gebrandmarkt worden. Von da an hat eine schreckliche Unterdrückung durch die Polizei und die lokale Bevölkerung eingesetzt. ... Auch nach der Unabhängigkeit ist ihnen großes Unrecht getan worden. 1952 hat die indische Regierung erklärt, sie gälten nicht länger als kriminelle Stammesgruppen, sondern von nun an als *denotified*. Das war ohne Bedeutung. Man hat ihnen weder Land gegeben, auf dem sie sich hätten niederlassen können, noch eine Möglichkeit, sich den Lebensunterhalt zu verdienen, keine Bildung, nichts" (33 f.).

Ihre Sozialkritik, die von einem Hass auf das Unvermögen des indischen Systems genährt wird, klingt bereits in dem Frühwerk "Jashabanti" – das von der Autorin heute als "zu romantisch" (25) abgetitelt wird – deutlich an. Wesentlich pointierter wird ihre Anklage in den beiden weiteren vom Autor übersetzten Kurzgeschichten "Klageweib" (orig. "Rudāli") sowie "Choli Kā Piche: Unter der Bluse". Erstere thematisiert die Institution der Schuld knechtschaft in einem fiktiven Dorf in Bihār; letztere dokumentiert die sexuelle Ausbeutung von Frauen. Den Abschluss der übersetzten Werke bildet der Essay "Ungenutzte Ressourcen", in dem Mahasweta Devi eindringlich die Aufnahme oraler Traditionen als Quelle für die Geschichtsschreibung im Allgemeinen und für die indische Literaturgeschichte im Besonderen anmahnt: "Das geringe Interesse an der Stammeswelt ist ein Verlust für die Literatur. Die gesamte Stammesgeschichte wird in den oralen Traditionen bewahrt, ohne dass sie eine Schrift entwickelt haben" (111).

Diese Vernetzung von sozialpolitischer Aktivität und literarischem Schaffen bildet den thematischen Boden für den zweiten, theoretisch und methodisch motivierten Teil der Arbeit: die Auseinandersetzung mit der Autorin und ihren Werken, der – und denen – vor allem seitens indischer Literaturkritiker häufig das Adjektiv ethnographisch zugeschrieben wird. Und genau hier setzt Hans-Martin Kunz an, in der Diskussion um die Nähe und Ferne Mahasweta Devi's zur ethnographischen Methode und Repräsentation. Zum einen auf der Ebene der Gattungszuordnung: stilistisch weisen die Werke im Wesentlichen die Merkmale der realistischen Textsorten

auf – und stehen damit “in einem direkten komplementären/konkurrierenden Verhältnis zu anderen ethnographischen Werken” (26), so Hans-Martin Kunz. Zum anderen identifiziert er Parallelen zwischen der ethnographischen Methode der teilnehmenden Beobachtung und der Herangehensweise der Autorin.

In der Auseinandersetzung mit den Realismus-Effekten, mit dem literarischen Zwischenspiel von Fiktionalität/Fiktivität und Faktizität sowie in der Konstruktion von auktorialer Authentizität, Objektivität und Autorität sieht Hans-Martin Kunz die Entsprechungen zur ethnographischen Autorschaft – jedoch, so seine Argumentation weiter, mit dem nicht vernachlässigbaren Unterschied, dass sie erstens kein wissenschaftliches Interesse verfolge und zweitens keine neutrale Haltung, sondern weitgehende Identifikation mit den von ihr repräsentierten Individuen oder ethnischen Gruppen anstrebe: “Darstellen und (Stell)-Vertreten – diese beiden Aspekte der Repräsentation stehen in Mahasweta Devi’s Werk in einem besonderen Verhältnis zueinander” (124). Mahasweta Devi’s Herangehensweise und Verständnis von Literatur mag zwar ethnographisch inspiriert sein – das Korsett einer Ethnographin oder gar Ethnologin kann man ihr nicht anziehen, und sie möchte es wohl auch gar nicht tragen: Bedingungsloses Engagement *für* die man lebt und *über* die man schreibt – das passt nicht ins Bild des zumindest theoretisch im neutralen Niemandsland zwischen Nähe und Distanz verorteten Ethnologen. Hans-Martin Kunz’ Resümee: “Sie ist keine Ethnologin. Doch sie nimmt teil an dem Projekt der ethnographischen Repräsentation (als einer Repräsentation des kulturell Fremden), das längst nicht mehr Eigentum der Ethnologie ist, wenn es dies überhaupt jemals gewesen sein sollte” (127).

Fallen ihre engagierten Texte deshalb aus dem Interessensgebiet der Ethnologie? Keineswegs, so Hans-Martin Kunz, und skizziert vor allem in der Auseinandersetzung mit Mahasweta Devi’s Werk “Pterodactylus” und in Anlehnung an die literaturethnologischen Ansätze Thomas Hylland Eriksens und Sylvia Schomburg-Scherffs seine Lesart narrativer Texte: als ethnographische Quelle, ethnographische Beschreibung und/oder alternative ethnologische Theorie – unter besonderer Berücksichtigung und Handhabung des zumeist subjektiven Charakters fiktionaler Textsorten und unter Berücksichtigung der Rezeption der Leserschaft.

Hans-Martin Kunz liefert mit seiner Publikation einen wichtigen und richtigen erneuten Impuls für die längst überfällige wissenschaftliche Etablierung einer “Literaturethnologie” – die wie Ethnolinguistik oder Medizinethnologie zum Spektrum des ethnologischen Kanons von Unterdisziplinen gehören sollte. Denn – und hier ist ihm unbedingt beizupflichten –, “vor dem Hintergrund ethnographischer Experimente mit literarischen Formen ist [es] erstaunlich – [dass] es nicht viele Essays und nur wenige Monographien [gibt], die sich [Literatur] zum Gegenstand genommen haben. Trotz der Versuche einzelner Personen, eine solche zu etablieren, gibt es bislang keine ‘Literaturethnologie’” (184).

In diesem Sinne: Neue Quellen braucht das Land – Hans-Martin Kunz hat in seiner Auseinandersetzung mit der Person und den Werken Mahasweta Devi’s eine weitere erschlossen.

Dominique Stöhr

Lassiter, Luke Eric: *The Chicago Guide to Collaborative Ethnography*. Chicago: The University of Chicago Press, 2005. 201 pp. ISBN 978-0-226-46890-7. Price: \$ 12.00

There are many ways of doing fieldwork. Edward E. Evans-Pritchard once recalled his first attempts to learn about fieldwork in the early 1920s. He had asked a number of famous anthropologists how to do it and had received various answers. First, he asked Edward A. Westermarck, who told: “Don’t converse with an informant for more than twenty minutes because if you aren’t bored by that time he will be.” Alfred Haddon said “that it was really all quite simple; one should always behave as a gentleman.” Evans-Pritchard’s teacher, Charles Seligman, “told me to take ten grams of quinine every night and to keep off women.” Finally, Bronisław Malinowski himself told the novice “not to be a bloody fool.”

It’s not a joke, not only. There are no one, simple recipe for fieldwork and relationship between anthropologist (him- or herself) and informant, between “us” and “them.” Popular formulas from student’s dictionaries – like a “fieldwork is a data collection for any study, it involves talking to people or asking them questions about their activities and views, sometimes including attempts at systematic observation of their behaviour” or “informant, someone who offers information to a researcher” – are a specific kind of simplifying fiction. Anthropologists use a variety of specified, formal techniques for the collection of data. In former times, let’s say in the late nineteenth century and early twentieth century, empirical material was collected mostly by anthropologists, that is, people from the outside. In many cases, especially in Canada, they had native collaborators. For example, Franz Boas had a Kwakiutl assistant, George Hunt and Henry Tate, who was a literate Tsimshian. So native co-operation was secured from the beginning, but nevertheless the fact is that Hunt and Tate, and others worked under the guidance of the anthropologists. In consequence, they were turned into anthropologists themselves.

But the times they are a-changin’. Gone are the days when anthropologists could, without any contradiction, present “the native point of view.” Now they find themselves barred from access to research sites because “the anthropologist” – as James Clifford wrote – has become a negative alter ego in contemporary indigenous discourse, invoked as the epitome of arrogant, intrusive colonial authority.

In “The Chicago Guide to Collaborative Ethnography” we can find new models for anthropological fieldwork and relationship between ethnographer and informant: it’s a collaborative research. Luke Eric Lassiter argues that “Ethnographic practice … has always